

Uebersicht: Rückblick auf die Geschichte des Donauhandels. — März-Ausstellung des österreichischen Kunstvereins. — Der irische Riesenechid (cervus megaloceros). (Schluß.) — Witzellen.

Rückblick auf die Geschichte des Donauhandels.

1

Dr. B. Wo an Sachgütern weder Ueberfluß noch Mangel herrscht, d. h., wo jeder Einzelne oder doch jede Hausgenossenschaft sich selbst genügt, dort ist auch jeglicher Handelsbetrieb unmöglich. Nur in Mitte wohlhabender Menschen, welche zugleich Bedürfnisse hegen, zu deren Befriedigung ihre eigenen Einkünfte nicht unmittelbar geeignet sind, kann es Kaufleute geben. Demzufolge würde auch die Donau ihre Fluthen lange fruchtlos dem Morgenlande haben zuwenden und auf eine mercantile Bedeutung verzichten müssen, hätten nicht unter der Bevölkerung ihres Stromgebietes und der damit zusammenhängenden Länder frühzeitig schon das Angebot gewisser Waaren einerseits und die Nachfrage nach solchen andererseits sich bemerkbar gemacht.

Zunächst Oesterreich im Auge behaltend, erinnern wir an den Tauschverkehr, der schon im fünften Jahrhundert zwischen Norikern und Römern, sodann namentlich zwischen den Bürgern von Vassau und den Rupertern bestand; wir erinnern ferner an die kaufmännischen Expeditionen deutscher Kaufleute ins Land der Slaven und Avozen, welchen Einkauf zu thun Karl der Große im Jahre 805 seinen Grenzherren zu Regensburg und Reichsbräu, wir erinnern endlich an den Handel mit Slaven, Pferden, Rindvieh, Salz, Wachs und andern Dingen, welcher laut eines um das Jahr 905 festgestellten Marktтарifs die Donau entlang getrieben wurde. — Man erliest hieraus, daß schon vor der von Deutschen ausgehenden Colonisation des Landes zwischen der Ost- und Genu des Kaufmanns die Gelegenheit zu gewinnbringenden Geschäften sich dargeboten hat, und daß die Kriegsergebnisse, deren Schauplatz diese Gegend im achten Jahrhundert war, daselbst nicht sonderlich forcierten.

Der Verkehr mußte sich aber mächtig erweitern, als die Ostmark im Jahre 984 nach langjährigen Verwüstungen, welchen sie unter der Magyarenherrschaft ausgegesetzt gewesen war, wieder bis zum Wiener-Walde ausgebeugt wurde, um sofort nur mehr mit geringer Unterbrechung von den „Besatzmannen deutscher Cultur“ wider den Andrang asiatischer Völker und Sitten behauptet zu werden.

Viele der besten Geschlechter Deutschlands saßen damals zuerst an Ort und Stelle fest. Sie bauten sich rings im Lande Reichthümer und Burgen, und nebenbei erstanden, durch sie gestiftet und beschenkt, hässliche Kirchen und Klöster.

Da gab es denn auch für Kaufleute dort, sowie in dem mittlerweile civilisirter gewordenen Ungarlande vollauf zu thun. Solche hierfür enthalten „Geschichte der Ungarn und ihrer Kaufleute“ (Leipzig 1815) und Hallmanns „Stadtwesen des Mittelalters“ (Bonn 1826—1829).

Wer unternahm es nun, den begünstigten Handelsverkehr einzuleiten und dadurch nicht nur sich selbst, sondern auch die im Stromgebiete der Donau lebenden Käufer und Verkäufer zu bereichern? Befassten sich etwa damals die Bürger österreichischer und ungarischer Städte? Oder blieb dies den Angehörigen anderer Länder vorbehalten? Jenezeit war das Reichthum der Gall. Wie das Stadtrecht von Genu vom Jahre 1191 bezeugt, kamen Kaufleute von Regensburg, Köln, Wachen und Alms, ja selbst von Madrid, und von noch fernem abliegenden Orten längs der Donau in die Ostmark, ohne daß inländische Mitbewerber ihnen zur Seite gestanden hätten. Derßig Jahre später regte sich jedoch in den Bürgern von Wien, das bis dahin fast nur eine Glacébratung für durchziehende Kaufleute gewesen war, der Wunsch, sich am Tauschverkehr durch Eigenhandel zu betheiligen. Sie erloren sich Ungarn zum Ziele ihrer mercantilen Thätigkeit. Allein statt mit den fremden Kaufleuten in einen freien Wettbewerb zu treten, erwarfen sie unterm 18. October 1221 beim österreichischen Herzoge Leopold dem Oberen das Recht, daß südböhmisches „Ces“, d. h. Swecia vel de Ratispona vel de Patavia, d. h. sein Bürger aus Schwaben, Regensburg oder Passau mehr mit seinen Waaren über Wien hinaus nach Ungarn fahren sollte. Warum scheuten sie nun damals den Wettbewerb der fremden Kaufleute? Warum getrauten sie sich nicht auch, ohne durch ein Monopol hervor theilweise geschützt zu sein, beim Handel nach den unteren Donauländern ihre Rechnung zu finden? War es bloßer Mangel an Selbstvertrauen, oder das Versehen der wirklichen Unzulänglichkeit ihrer Kräfte? Unseres Erachtens lag der vornehmste Grund, warum sie zur Eröffnung einer monopolistischen Begründung ihre Zukunft nahmen, in dem hohen Interessentbetrage, welchen ihre auf Hand- und Grundbesitz verwendeten Capitalien

vermöge der Frequenz der Wiener Märkte und vermöge des steten Durchzugs reisender „Gäste“ durch Wien ihnen abwarfen, und den sie durch die Benützung ihrer Geldkräfte zu Handelsgeschäften minderbekannt nicht verringert sehen wollten. Da nun der Handelsgewinn von den fremden Kaufleuten sich nicht so hoch belief als jener Interessentbetrag, so schien es dem Wiener Bürgern gerathen, bevor sie nach Ungarn zu handeln angingen, sich vor der Mitbewerbskraft der fremden Kaufleute sicherzustellen. Außerdem mochten sie mißunter von der technischen Uebelgelegenheit letzterer derart überzeugt sein, daß sie wohl einsehen, wie schwer es ihnen hätte ankommen müssen, mit solchen in Bezug auf die Größe des Handelsgewinnes auch nur gleichen Schritt zu halten, geschweige denn, sie zu übertreffen. Auch kostete den Wiener Bürgern die Verwaltung ihrer Häuser und Ländereien beiseitem nicht so viel Mühe und Anghewißheit, als womit der Handelsbetrieb nach Ungarn — zumal bei ihrer Unerschaffenheit darin — für sie verbunden war oder vielmehr verbunden gewesen wäre; denn das Vorhaben kam bei dem Unsinne, als die fremden Kaufleute das eben erwähnte Verbot häufig zu umgehen wußten, eigentlich gar nicht zur Ausführung. Wiens Bürger beschränkten sich, wenn sie schon überhaupt kaufmännische Unternehmungen wagten, nach wie vor auf den Handel nach Italien, zu welchem Ende sie in den Jahren 1351 und 1369 von den Grafen von Görz für den „Wiener Kaufschag“ ein sicheres Geleit durch Triaul und durch das tirolische Pustertal zugesichert erhielten.

Nach dieser Richtung hin handelten neben ihnen auch Bürger von Graz, von Leoben, von Judenburg, von Pettau, von Freisch und anderen Städten der innerösterreichischen Lande. Doch bald sahen sie sich auch hierin von den mit Handelsgeschäften vertrauten und aufgeweckteren Italienern, Schwaben und Franken überhelligt, so zwar, daß die Bürger Wiens bereits um die Mitte des 16. Jahrhunderts die Rolle von Kaufleuten zu spielen aufhieten, und ihre mercantile Thätigkeit ausschließlich dem Detailhandel zugewendet für gut fanden.

Freiwillig also verzichteten sie auf die Lösung einer Aufgabe, der sie sich nicht gewachsen fühlten, und sofort vermittelten durchweg Nürnberger, Augsburger, Regensburger und Ulmer Kaufleute den Waaren-Austausch zwischen Trient und Triest, sowie zwischen Italien, Norddeutschland und Wien. Ihn und selbst sogar auch Italiener auf sich stützten nach Wien, um dort als Großhändler sich zu etablieren und, wie die im Anfange des vorigen Jahrhunderts berühmten Wiener Jüden: Sulzetti, Pietro Augusti, von Volza und Andere bezogen, gelang denselben ihr Vorhaben nicht selten trefflich. Wer aber diese, für die Entwicklung nicht bloß der Stadt Wien, sondern der ganzen österreichischen Monarchie so bedeutungsvollen Vorgänge sich des Näheren beleuchten und ein vollständiges Urtheil sich bilden will, der mag unter Anderem „Die Handelsbuch“ (veröffentlicht vom literarischen Verein zu Stuttgart in seiner „Bibliothek“ I. 1843), ferner Beth's „Geschichte des Nürnberger Handels“, Schmelys „Lobspruch der Stadt Wien“ vom Jahre 1548, und bezüglich der ersten Hälfte des 18. Jahrhunderts Morpurgers „Auserlesene kleine Schriften“ (Leipzig 1733) zu Rathe ziehen. Wir unterbreiten wollen hier bloß die Frage zu beantworten suchen: ob Oesterreich und namentlich Wiens Wohlstand durch die langjährige Verdrängung der einheimischen Bürger auf thätige Betheiligung am Donauhandel etwa gelitten hat, ob derselbe dadurch an einem christlichen Aufschwunge, den er hätte nehmen können, gebindert worden ist, und ob demnach die Anwendung künstlicher Mittel zur Belebung des Handelsgeistes der Zuländer nicht vorzuziehen schon fürderam gewesen wäre?

Nur durch Beantwortung dieser Frage vermag man zur klaren Erkenntnis der Gründe zu gelangen, welche heutzutage zu Gunsten der Belebung des Handelsgeistes der eingeborenen Oesterreicher durch künstliche Mittel, namentlich durch Unterricht sprechen.

März-Ausstellung des österreichischen Kunstvereins.

I. Sp. Nur auf kurze Zeit war in der Ausstellung dieses Monats ein Schlagschmerz zu Galt, welches aus der geschickten Hand des wüthenden Hofmalers August v. Kockelue hervorgegangen. Es stellte die Schlacht bei Novi dar, die im Jahre 1799 von russisch-österreichischer Seite unter dem Oberbefehl Suwarows geliefert wurde. Suwarow gehört noch ganz jener alten Schule militärischer Herrscher an; bei seiner Unternehmung auf den Ungarnen ein ungebrochenes Muthos und die erdrückende Macht der Massen sich mehr verlassend, als auf die höheren Rufen der Kriegführung. Er war, wie er sich äußerte, nach Italien gekommen, um die schönen Himmelsstriche von den Franzosen und Arabern zu säubern. Er mußte aber bald gewahr werden, daß gegen eine weisse und flug vertheilte Hofart ein

naturgewaltiges, aber planloses Anstürmen nur wenig vermöge. In der Schlacht bei Mosi mochte er sich den Sieg zuschreiben; es war aber ein Sieg, der ihn ebenförmel Mannichfaltigkeit gekostet, als eine Niederlage unter gleichen Verhältnissen nur immer hätte kosten können. Die Franzosen aber räumten für den Augenblick den Plan, und die Russen setzten sich an ihre Stelle. Diesen russischen Nationalhelden nun, diesen ebenso wunderlichen als energischen Soldaten hat das gegenwärtige Schlachtenbild von Kopebue zu veranschaulichen versucht. Man sieht ihn, wie er zu Mosi steht, umgeben von russischen Groggen und Generalen, seinem Adjutanten wie eine fast gleichgültige Sache einen Befehl ertheilend, angethan mit einer gestrichelten Einfacheit und Nachlässigkeit, in seinem seiner Kleidungsförmde an den Soldaten einmüthig. Seine weißen Kleiderstücke lassen ihn mitten unter gewöhnlichen Uniformen wie im Negligé erscheinen, nur das umgürtete Ordenskreuz läßt vermuthen, daß er zur Sache gehöre. Sein Kopf, dessen Ausdruck halb als Geniale, halb als Verrückte und Wüthungige freist, scheint nach einem Bildniß gezeichnet zu sein; er trägt den Charakter der Beherrschung. Auf diese im Mittelgrunde in der Ecke links angeordnete Gruppe, deren Mittelpunkt Szwarrow bildet, ist das bestirte Licht zusammengetragen. Sie knüpfte sich als Hauptscene an. Wir befinden uns aber nicht mitten im Wirbel der Schlacht, sondern vielmehr an einem Punkte, wobei die Augen des Betrachters nicht zu tragen scheinen. Es ist die verlassene Straße der Franzosen, auf welcher Szwarrow langsam, aber sicher nach der Stadt Mosi zuhüchelt. In Mosi, welches hat vor unsern Augen liegt, hat der Kampf noch nicht völlig aufgehört; ein seltsames, gerührtes Jener geht noch von den Stadtmauern aus, während russische Mannichfaltigkeit schon durchs Thor einmüthig. In den Vordergrund sind Gruppen von Kosaken und russischen Grenadiere gerückt, welche den gesangenen General Goll geleiten; denselben tapferen Bismontesen, der sich anfangs so brav gegen die Franzosen gehalten und der nachgehends Dienste in der französischen Armee genommen.

Nun hat diesem Gemälde den Verwurf gemacht, daß es uns nicht unmittelbar ins Ostrimel der Schlacht selbst hineinführe. Ein Verwurf, den wir nicht begreifen. Kann denn der Künstler nicht den Gegenstand wählen, der ihm gefällt? kann er nicht aus dem gewählten Gegenstande die Seite herausgreifen, die ihm zusagt und die dem Zwerge entspricht, welchen er sich vorgelegt? Wer wollte diese Fragen verneinen? Ein Verwurf kann den Künstler nur treffen, wenn er gegen die Natur nicht entsprechend behandelt hat, wenn er ein entscheidendes Moment, das in demselben liegt, ausgelassen oder vernachlässigt. Und dieser letzte Fall scheint uns bei dem gegenwärtigen Gemälde vorhanden zu sein. Wenn Kopebue auf die unmittelbare Darstellung des Kampfes verzichtet, und denselben nur aus der Ferne andeutet, so mußte er uns einen Ersatz dafür, er mußte uns ein entsprechendes Interesse bieten. Und auf was anderes, als auf die lebendige Charakterisierung der dem Auge nahen Gruppen war er dann angewiesen?

Das Bild ist ohne Zweifel mit einer großen Sorgfalt und Gewissenhaftigkeit gemacht; von den Uniformen fehlt kein Knopf. Allein etliche geistige Knöpfe fehlen dem Gemälde. Es mangelt ihm vor Allem die künstlerische Empfindung, der Sinn für das Eigenthümliche der Erscheinungen. Diese Kosaken, diese Grenadiere — wie liegen sich ihre Körper und Gestalten individualisieren und charakterisieren, wie liegen sich ihre eigenthümlichen Gewänder eigenthümlich und anziehend behandeln! Etwa! dessen gibt uns der Künstler nur Statistiken und Oberflächen mit Gewändern beghen, die ihrer Natur fremd, gemachte Figuren ohne Ausdruck und ohne Wahrheit der Bewegungen. Am gelungensten ist die Gruppe, deren Mittelpunkt Szwarrow bildet, denn hier hat der Künstler nach der Natur, und sei es nur nach der gemalten, gearbeitet. Auch der landschaftliche Theil des Gemäldes ist ohne sonderliches Naturverständnis gemacht; es sind aber flüchtige Farben, die der Künstler dazu verwendet. Den Vorst muß wir dem architektonischen Theile des Bildes zuerkennen; die Stadt Mosi ist mit großem Zauber der Farbe vor unsern Augen gestellt. Der Gesamteindruck welchen dies Schlachtenbild auf uns hervorbrachte war denn ein ziemlich unruhlicher, gerade in den Hauptpunkten des Gegenstandes ließ es uns unbefriedigt.

Der Name, welchen dieses Kunstwerk lezt gelassen, ist neuerdings durch ein großes historisches Gemälde von Philipp Foltz, Professor an der Akademie der bildenden Künste zu München, ausgefüllt worden. „Kaiser Friedrich Barbarossa erobert von Heinrich dem Löwen vergebens die vassallenthümliche Hilsenstellung gegen die aufstehenden Wälfänder.“ Das ist der Gegenstand des Bildes. Die Composition desselben, die Art und Weise der Malerei, die Charakteristik und Bewegung der einzelnen Personen und Gruppen haben neben manchem Mangelhaften doch sehr viel Verdienstliches. Es ist jedenfalls ein Gemälde, das sich nicht ohne großes Vergnügen anschauen läßt. Es bildet gleich dem kürzlich ausgestellten Bilde

von Pilatz, welches besonders in der Farbe große Verdienste besitzt, während seine Mängel zumittel in der unheimlichen Wahl des ungenügenden Gegenstandes liegen, ein Bestandtheil jenes Gollens von Darstellungen aus der bairischen Geschichte, welchen König Max II. von München Künstler ausführen läßt. Da das Bild von Foltz den ganzen künftigen Monat über wird ausgestellt haben, so kommen wir in unserm nächsten Monatsberichte noch einmal ausführlich auf dasselbe zurück.

Ein drittes Historienbild, das in diesem Monat Anton Romako in Wien ausgehellt. Thudschella, Hermanns Weib, wird als Gefangene durch Mosi geführt.“ Wenn wir von Romako nur diese einzige Composition kennen würden, so hielten wir ihn für einen vollständig talentlosen Menschen. Glücklichweise kennen wir sehr talentvolle Musikcompositionen von seiner Hand. Bei dem gegenwärtigen Bilde wissen wir in der That nicht, welches daran das schwächste ist, die Composition, oder die Zeichnung, oder die Farbe. Farbe kann man eigentlich gar nicht sagen, denn das Bild scheint nur oder vielmehr kaum untermal zu sein. Die Zusammenstellung der Figuren ist unheimlich und unnatur, ohne Kraft und Leben. Ohne Kraft und Leben, ohne Wahrheit und Schönheit sind gleichfalls die Körper geformt. Die Charakterisierung der anwesenden römischen Soldaten streift aus lächerliche und bedauerliche, weil man darin den veredeltsten Versuch sieht, den männlich strengem, eisernen Geist des Kriegerthums zur Erscheinung zu bringen. Sie offenbaren nur die zeitweilige Unmacht ihres künstlerischen Schöpfers. (Uebrigens ist meine persönliche Abneigung gegen das Hellblonde, welche mich sogar seiner süßen Babonna von Moskap gegenüber, die sich in der Pinarförmel zu München befindet, nicht gänzlich verläßt, nie zu einer so unangenehmen Lebhaftigkeit angewandten, als beim Anblick jener weiblichen Thudschella von Romako.) Wie weit sich ein unwahrer Naturalismus, verbunden mit einem solchen Idealismus verirren könne, zeigt Romakos Bild in einschüchternden Jügen. Möge er sich bilden, bei Verlust seines Rufes als Talent, ein zweites solches Gemälde hinfort ausstellen.

Wenn wir nunmehr von der Historienmalerei zum Bildniß und zur Studie, die zwischen Porträt und Genie schwelt, übergehen, so springen uns durch unbändige Kraft und Gluth des Colorits, durch Eigenthümlichkeit der Auffassung vor Allem zwei männliche Körper in die Augen, welche Karl Nabl ausgehellt hat. Man ersieht förmlich, wenn man diese beiden Körper zum ersten Male erblickt. Zunächst erscheint es einem als unglaublich und lächerlich, daß der betreffende Maler könne gemeint haben, solche Bilder als wirkliche Kunstwerke geltend machen zu wollen. Sie erinnern uns Grelle, ja scheinen das Grelle zu überbieten, dessen wir uns von malerischer Darstellung zu entsinnen vermögen. Die Farben schreien förmlich in die Augen. Das ist der erste, befürchtende Eindruck. Wie aber die Kunst überhaupt werden Natur sein will noch kann, und wie sie sich nicht in einem Elemente bewegt, das man eher als ein menschlicher Uebereinkunft entspringendes, denn als natürliches, unmittelbar vorhandenes bezeichnen muß, so scheint auch der einzelne Künstler ein Recht darauf zu haben, daß man in die eigenthümliche Art und Weise seines Schaffens eingehe, und erst, wenn man dieselbe als Natur der Angewandtheit desselben begreift, an die Frage herantritt, wie in diese seine Eigenthümlichkeit die allgemein gültigen Grundzüge der Kunst sich offenbaren. In solcher Hinsicht wird man finden, daß jener an sich nicht unwürdige Satz von der untrennbaren Einheit von Inhalt und Form, der in der Theorie so wahr und in seiner allgemeinen Anwendung so bequem erscheint, doch seine bedeutenden Ausnahmen erleide. Man wird z. B. gezwungen sein, verschiedene Malerinnen des Malers zuzugeden, welche den künstlerischen Gehalt des Dargestellten nicht unmittelbar bezeichnen; ja man wird individuelle Manieren der Technik anerkennen müssen, welche, obgleich nicht allgemein gültig, doch weit davon entfernt sind, den innern Gehalten des Kunstwerks zu beeinträchtigen. Sie müssen wir, um auf Nabl zurückzukommen, gehen, daß er innerlich seiner eigenthümlichen Malweise, die einen Gegenstand der Genetivoreis nicht bilden wird, in jenen beiden Körpern unangeführer Magnaten der Hauptförderung des Bildnisses, der Charakteristik, in hohem Maße nachgekommen ist. Wir schlagen dies Nabl um so höher an, als dieser mehrwärtige Künstler sich durch einen falschen Idealismus, der seinen sonstigen naturalistischen Neigungen so fonderbar zu widersprechen scheint, nicht selten verleiten läßt, ganz abstracte Körper zu malen, die mit der Natur nichts als das richtige Maß der äußerlichen Proportion gemein haben. Die beiden eben bereigten Bildnisse aber können nicht anders bedeuten, als eben die Körper, welche sie darstellen. Sie sind künstlerische und höchst charakteristische Nachschöpfungen der Natur, welchen zu ihrer Vollenendung nichts fehlt als die Schönheit im engeren Sinn, das Maß, die Harmonie, die reine Form. Die Kraft gestänigt, die Kraft geformt, die Harmonie der Manier etwas gebrochen — und sie würden nicht nur einseitigen Ansprüchen genügen. Aber auch so können wir unsere Achtung der rüd-

sichtslosen Künsten des Colorits, der Reiztheit der Pinselführung nicht verlagern, die eine Unabhängigkeit von eingewurzelten Vorurtheilen und eine Unbekümmertheit um conventionalisirende Formen beizubringen, welche den Mann von jeher geizig haben. Eine übergehende, eine barbarische Kraft spricht aus diesen Bildern, bei deren Anblick unsere blassen Salenbildnisse noch blässer werden.

Wir aber für unsern Theil, wir freuen uns jedesmal, wenn wir ein Gemälde von Kahl ausgehellt finden. Vollständige Befriedigung wird uns in der gegenwärtigen Kunst ebenbürtig nicht, und so können wir jenen Künstlern nur dankbar sein, welche uns wenigstens kräftig anregen. Und Kahl tritt nie auf, ohne die vielseitigste Anregung zu veranlassen. Aus können wir uns beim Anblick seiner Werke nie der stillen Frage enthalten, warum Kahl's Talent nicht für größere Ausführungen in Anspruch genommen wurde. Wahrlich die Namen derer, bei welchen die Entscheidung über die zweckmäßige Verwendung einer künstlerischen Kraft steht, und welche gleichwohl eine so hervorragende Kraft unverwerthet liegen, werden in einer künftigen Kunstgeschichte nicht mit Glimpf genannt werden. Sie mögen dann, wenn sie die Erfüllung des Angebotenen, die nicht anstreben wird, erleben, zu spät an die Voraussetzung eines aufrichtigen Liebhabers der Kunst sich erinnern. Sie mögen bereuen, wenn es zu spät sein wird.

Der Uebergang ist groß genug, wenn wir uns nimmern zu einer Reihe von weiblichen Miniaturbildnissen wenden, welche sich von H. Wailand in Wien ausgehellt finden. Sie sind allseits heilig und sauber gemalt, fein, elegant und nicht ohne Sinn fürs Charakteristische. Diesen ziehen wir indessen die beiden ausgehellten Miniaturen von Oswald Vitterlich in Wien vor. Sie sind sicher und häufig gezeichnet, die beiden Mädchenköpfe einfach und anmuthig gemalt, und enthalten nicht einer Andeutung jener Serblichkeit und Strenge der Formen, welche gewöhnlich auf kräftige Künstleraturen hindeuten lassen. Es sind dies die ersten Bildchen, welche wir von Herrn Vitterlich gesehen, und wir wären — man verzeihe uns diese Miniaturleidenschaft! — wir wären wirklich auf fernere Mittheilungen dieses Künstlers gespannt.

Von den drei ausgehellten weiblichen Studien ist der weibliche Studienkopf von J. M. Aigner die ansprechendste. Der Reiz des Gegenstandes ist ungebrochen in die künstlerische Behandlung übergegangen. Das Bild stellt ein Mädchen dar, welches auf der Schwelle zwischen Kind und Jungfrau steht, ein Stand der weiblichen Entwicklung, der im Leben nicht ohne großen Reiz ist, und welcher eine innig empfindende, der Stimmung vorzugsweise inwendiger Künstlernatur zur Darstellung mächtig reizen muß. Sie findet hier in der Unbestimmtheit und Unkenntlichkeit der Formen, die aber in ihren Ueberlegungen in einander innerlichen Reichtum genug besitzen, ein gleichsam schwebendes und flingendes musikalisches Element. Bei dem Mädchen, welches Aigner dargelegt, ist die Entwicklung des Körpers der des Körpers vorangeit; das Gesicht erscheint schon runder und voller, während der übrige Theil, wie die entblößte Schulter zeigt, der Hülle des Fleisches noch entbehrt. Das Gesicht des Mädchens, nicht schön, aber voll Anmuth und Lieblichkeit angelegt, ist mit tiefer Empfindung und Wahrheit gemalt; das rothe Band in den Haaren und das knappe gelbe Gewand kleiden die Kleine allerliebst. Auf diesem Bildchen liegt ein Hauch der sinnigen Bescheidenheit und wehmüthigen Reiztheit, das auch den Beschauer, dessen Auge fassend darauf ruht, ähnliche Stimmung und Empfindung beleuchtet. — In eine ganz andere Atmosphäre führt uns Reiter's weiblicher Studienkopf. Ein feiner, widerlicher Dunskeis! Je mehr uns Reiter's Talent Achtung abdringt, desto verdammlicher finden wir den Gebrauch, welchen er davon macht. Wir sind keine Götter gegen entblößte weibliche Schultern und Nacken, und zumal in der Kunst haben wir heiklichen Sinn genug, um an nackten Frauen unnützes Wohlgefallen zu finden. Aber dieses Weisbild, welches Reiter dargelegt, mit dem gemein sinnlichen Ausdruck im Gesicht, mit den widerlichen Formen des Nackens, des Busens und der Arme, mit einer Gewandung, die den Geruch der Dürftigkeit um sich verbreitet — dieses Bild muß Jedem, er habe denn keinen Schönheits- und Keuschheitsinn, innerlich empören. Bei der Dame in der Theaterlogge, von Oscar Guet in Paris, können wir uns von jenem iblehnden Eindruck keineswegs erholen. Das Bild ist ebenso oberflächlich gemalt als empfinden, ohne Natur, ganz conventionalisirt, ganz Nodeljournal.

Als ein höchst erquickliches Gemälde, durch und durch gesund und heiter, muß der Bauer bei einem Schuhmacher, von Hans Romborg in München, bezeichnet werden. Ein behäbiges, schon in Jahren stehender Bauer kommt mit seinem kleinen Mädchen zu einem Schuster, die heilsbedürftige Schuhe des Kindes ausbessern zu lassen. Im Vordergrund liegt die Kleine, die Schuhe von den Füßen auf einem Koffer, während weiter hinten der Alte mit dem Schuster, der auf seinem Kappen sitzt, bratschlag, was

mit dem kranken Schuhwerk anzufangen sei. Der Bauer hält einen Schuh in der Hand, betrachtet ihn mit durchdringenden Blicken, zieht die Untertasse wüthend heran und scheint zu denken: „Das wäre das der Teufel, wenn ich dieser Schuh nicht mehr denken ließe!“ „Da bist kein Gliden,“ sagt gelassen der verständige Schuster, „die müssen vorgedacht und geflickt werden.“

— Man sieht es diesem Bild an, daß es der Künstler mit großer Liebe ausgeführt hat. Auf den Beschauer trägt sich das Wohlgefallen über, welches der Maler offenbar selbst an seinem Gegenstand gehabt. Große Freude haben wir an den drei Gemälden erlebt, welche Karl Gobel in Wien ausgehellt hat. Sie sind in Aquarell höchst gewandt gemalt. Die Zerklorennen am Brunnen, sowie die Jägerfamilie bieten manches Hübsche dar, und besonders letztere zeigt von einem ausgeprochenen Talent für gemüthvolle Darstellung des Familienlebens, welches der Künstler nicht verdammen sollte zu pfeifen. Der Preis von diesen drei Studien müssen wir jedoch dem Grosartelager zurechnen. Das ist ein Bild voll Bewegung und Leben, voll Frische und Kraft der Charakteristik. Zehn und noch mehr Thaler nicht gebe ich für einen einzigen solchen Grosartel, der behaglich am Boden lauzet und seine Pfote schmaucht. Hier ist keine fünf Fuß hoch ausgeblasene Fuge, sondern jeder Zoll Klarheit und Leben. Es wäre eine schöne Aufgabe für Hrn. Gobel, wenn ihm Anlaß geboten würde, die verschiedenen Nationalitäten der Monarchie in ihrer eigenthümlichen Erscheinung auf dem eigenen Grund und Boden derselben zu studiren. Er wäre das Talent, um uns ein farbiges Bild der verschiedenen Volksglieder des Kaiserthums zu entwerfen.

Gleichfalls verdienstvoll ist die Balachische Post im Schnee, von Adolph Schreyer in Wien, durch charakteristische Behandlung. Es muß als das Beste der Bilder bezeichnet werden, welche dieser Künstler ausgehellt hat. Und nun wollen wir die Betrachtung der ausgehellten Figurenbilder, deren manches noch zu erwähnen wäre, mit der Erwähnung eines Bildchens schließen, das faun spannenlaid, aber voll Witz ist, wir meinen das jetzt im Park zu Versailles, von L. Houffot in Paris. Die Figuren sind in Rococozeichnung gezeichnet, und der Geist der betreffenden Zeit ist vom Künstler mit dem vollen Reiz des Lebens wiedergegeben, eine aufrichtige Sinnlichkeit, eine naive Gemüthsart. Ferner ist zu erwähnen noch ein verneinliches Salbchen: Gefäße und Blumen, von Ludwig Schuster in Wien.

Das Landhofsgeßack ist in diesem Monat sehr reichlich vertreten. Besonders hat es diesmal seltener künstlerische Kräfte, welche sich nützlich hervorhaben. Wir nennen Jiska von Louis Curtitz; Der der Schlacht und Nach der Schlacht, zwei Landschaften des talentvollen Moritz Klimke; den Grünsäule auf dem Schwarberg, von Ludwig Gallaust; die Schloßruine Habelburg-Bühnen bei Bogen, von Gottfried Seelos; die Partir bei Güterbach, von Joseph Alt entworfen; eine Herbstlandschaft von Joseph Holzer; und eine Waldlandschaft von Melchior Jersch. Auf jedes dieser nach mancher Seite verdienstvollen Gemälde einzeln einzugehen, wäre für den Leser und für uns selbst zu erübdend. Wir wollen nur die vornehmsten Eigenschaften bezeichnen, welche diese jüngere Richtung charakterisiren. Es sind dies ein gewissenhaftes Studium der Natur und zugleich eine subjective, künstlerische Umarbeitung und Aueignung derselben. Sie bewegen sich, diese Jüngeren, zwischen Wahrheit und Stimmung, manchmal trifft beides glücklich zusammen. Von den Werken anerkannter Meister nennen wir den Grogglöcher in Kärnten von Anton Hansch, und eine prachtvolle Winterlandschaft, von Remi van Haanen, welche der Verein angekauft hat.

Von Architektur-Bildern ist der Dom von Splatro, von Carlo Brieschi (Zobin) und von H. Heinrich die Casa d'oro am Canal grande in Venedig anzuführen. Das letztere ist mit einem entzückenden Verhältniß des Bauplans, mit Wärme und Glanz des Colorits ausgeführt. — Wir müssen hier noch zum Schluß, weil wir sie anfangs verzeihen haben, vier Delbilder von Schrandeloh in München erwähnen, deren Gegenstand der Geschichte des „deutschen Apostels“, des heiligen Vinfrids, oder wie man ihn gewöhnlich nennt: des heiligen Bonifacius entnommen ist. Wer in der neuerbauten Basilica in München gewesen ist, dem werden diese Bilder nicht unbekannt sein. Es sind vier versteinerte Copien von Gemälden, die sich an den Seitenwänden des Mittelschiffs der Münchener Basilica befinden. Sie haben nicht das Mager und Edle der nazarischen Kunst, die Gestalten sind rund, harmonisch, und doch von frommem Geiste durchdrungen. Schließlich ist ein Aquarellgemälde, obgleich es nur eine Copie, höchst erwähnenswerth. Es ist dies die Madonna mit dem Kinde und vier Heiligen, nach dem Altarbild des Giovanni Bellini in Venedig, gemalt von Heinrich Stohl aus Wien. Der alte Meister ist mit großem Verhältniß wiedergegeben, und der spröden, kalten Wasserfarbe hat Stohl eine wunderbare Tiefe, Gluth und Wärme entlockt.

Der irische Niesenbirsch (cervus megareros).

(Schluß.)

«X. Wir glauben den mannichfachen Besuchern, welche das seltene Stück, das in dem prachtvollen Saal des kaiserlichen Hofes Palastes auf der Landstraße aufgestellt und durch die Liberalität der Direction der k. l. geologischen Reichsanstalt jederzeit zugänglich ist, anjehen dürfte, einen Gefallen zu erwecken, wenn wir aus dem interessanten Vortrage des Herrn Dr. Peters in der letzten Sitzung der k. l. geologischen Reichsanstalt am 20. März über die Naturgeschichte des Thieres und seiner eigentlichen Lebensperiode noch einiges mittheilen.

Ähnlichkeiten wie bei dem berühmten Skelett, das zu Veningen in Württemberg aufgefunden wurde, in dem Schenker den homo diluvii testis, den Sündfluthmenschen erkennen wollte, und bei seinem Anblick in die Worte ausbrach:

«Gewich das heiligen Hirn der neuen Nothströcker!»

das dann später für einen Wolf gehalten wurde, bis Guvier bewies, daß es ein Niesen-Salamander sei, waren da nicht so leicht möglich, wo man so riesige Geweihe fand. Wohl aber möchte mancher Schenkelknochen des Thieres, dem dieselbe Ehre zu Theil wurde wie dem Mammothknochen, mit diesen selbst an gewichtigen Dingen als andachtswürdige Reliquie eines riesigen Menschengeschlechts aufbewahrt sein.

Zuerst läßt föhnten wir einem slavischen Gelehrten die Ehre der ersten schriftlichen Uebersetzung aus das Thier geben, wenn der Unbekannte, in dessen Händen sich der Schädel befand, welcher nächst dem Eisernen Thorpaß an der untern Denau ausgegeben wurde, und jetzt im k. l. Hofmineralien-Cabinet zu Wien aufbewahrt wird, zu der merkwürdigen Annschrift an der Geweihstange: potopa pogubisa, d. h. in diluvio interit, seinen Namen und die Jahreszahl beifügt hätte; denn die Schriftzüge sind die des vierzehnten Jahrhunderts.

So gab der isländische Naturforscher Melinur im Jahre 1697 die erste Nachricht über einen zu Dattislon, in der Grafschaft Meath, gefundenen Schädel sammt Geweih, und hielt die Reste für identisch mit dem amerikanischen Glenntier, das demnach früher auch in Irland gelebt habe. Doch schon im vorigen Jahrhundert wurden die Skelette aus den irischen Torfmooren als Ueberreste einer angehörigen Gattung betrachtet und als „irische Niesenelenn“, „Niesenbirsch“ bezeichnet, durch Größe und Wucht des Körpers, sowie den schattigen Bau des Geweihs einigmaßen dem Glenm- und Reuthier, in dessen eigentlichen Wohnorten aber nicht dem Hirsch verwandt, und zwar dem zarten und schlanken Dammbirsch, der noch heutzuage die Wälder unserer Wälder bewohnt. Der Bau des Thieres, seine Anatomie ward im Anfang dieses Jahrhunderts auf genaue Weise von den englischen Gelehrten erforscht und dem Thier der Speciesname cervus megareros, euryceros, giganteus gegeben.

Da entspann sich aber eine andere Streifung über die Lebensperiode des Niesenbirsches. Eine Kippe vom cervus megareros ward in Irland gefunden mit einer vollen Öffnung, offenbar Verwundung durch einen Pfeilschuß. Eine von der Countess of Moira (die Damen in England bedürftigen sich bekanntlich viel mit Naturwissenschaft) beschriebene Wildhaut, welche als Beute eines menschlichen Leibes in einem Torfmoor von Gort ausgegeben wurde, das war die Haut eines Niesenbirsches, dessen Geweihe man ja auch in den Torfmooren findet. Daß ein Hirsch, dessen Geweih zehn Fuß weit flattert, und dessen Schädel mit seinem Schmal allen Weichtheile entbehrt, an die 90 Pfund wiegt, nicht ein Bewohner des Hochwalds sein konnte, lag auf der Hand. Zudem wurden die meisten Ueberreste aus den Torfmooren ausgegraben, deren Aufwuchs das Thier ernährte und nothdürftig bezogen konnte. Die Geweihe lagen vollständig da, die Nase in die Höhe gerichtet, das Geweih auf die Schultern geworfen, ein Beweis, daß die Thiere, wenn sie unversehrt waren, gelegentlich in den Sumpfen auch verstanden und erschrien.

Was Wunder, wenn die Iren behaupteten, diese Thiere hätten noch in historischer Zeit die „smaragdene Insel“ bevölkert. War es ja doch ein Gedanke, geeignet, auch jetzt noch die Phantasie des Jaggeliebhabers, der in unserer Zeit nach einem einzigen armenigen Esieger tagelang die geliebten Wälder durchstreift, einzunehmen — der Gigante, rabelweis in den Mooren und Brülen, geht von germanischen und teilschen Jägern!

So betrachtete der Engländer Hart den Niesenbirsch als eine wie das Glenm, der Aurochs und andere einst in Mitteleuropa heimischen Thiere zumgebrachte Art, die aber nicht wie diese in wenig kultivierten Landschaften sich noch erhalten hat, sondern völlig ausgestorben ist.

Zu gleicher Zeit kamen auch die deutschen Naturforscher mit Be-

weisen. Am Rheinarms Pfälz, 5 Stunden unterhalb Gernrich, wurde im Jahre 1800 ein schöner Schädel des Niesenbirsches gefunden (jetzt im Museum der rheinischen Alterthümer zu Bonn), und nicht weit davon Ulmen und Streitzheim.

Weiter steht im Nibelungenlied geschrieben (Vers 3761 — 2 der St. Gallener Handschrift):

Darnach slouch er (Sivrid) schiere einen win und einen elch
Starher wore viere und einen grimmen schelch.

Was können diese vier gewaltigen Jagdtiere der alten Deutschen für Thiere gewesen sein? Obne auf die von Goldfuß und Aes v. Genébe darüber gestiftete geistreiche Exposition näher einzugehen, ist der elch ungewisslich das Glenm, der wor der Aurochs.

Ein Jagdtier aber, welches im Liebe einer Species von Hund (dem Aurochs) ebenso entgegengesetzt wird wie das Glenm (elch) einer anderen Art von Hund, dem (wisent), und neben dem wisent, scheinlich genug ansehenden elch überdies ein „grimmes“ genannt wird, konnte kaum ein anderes sein, als der Niesenbirsch; das Reuthier hätte dieselben Epitheten gewiß nicht verdient. Auch Gisors benennete Elephas (de bello gallico l. VI. c. 25), welches des cervi ligna genannt wird, spricht Nees von Esenob als cervus megareros an, welcher in der That „ein Ir gewesen sein muß, starknadd und grimmt mit Hirschgeweihen und von Hirschgeseit.“

Der Vater der Zoetomie G. Guvier erkannte, wie sich versteht, die spezifische Selbstständigkeit des Niesenbirsches, welchen er als cerf à bois gigantesques bezeichet, doch fanden ihm seine über die geologische Stellung desselben und über seine Lebensperiode entscheidenden Beobachtungen zu Gebot.

Erst Owen in seinem berühmten, auch den Laien wohlverständlichen Werke A history of British Fossil Mammals and Birds, London 1846 unterwirft die Beobachtungen und Ansichten einer eingehenden Kritik und kommt zu dem Resultat, daß ein Heringsnase dieses Geschöpfes aus der Diluvial-Periode der Erde, in der es in Gesellschaft von hyaena spelaea, ursus spelaeus, Rhinoceros tichorhinus und elephas primigenius lebte, mit deren Knochen zusammen es auch in Schädeln und Abgüssen (Abgüssen) gefunden wird, in die historische Periode nicht wahrscheinlich ist. So haben also die alten Oesen und Kymier wohl nichts vor und veranlaßt, und sich wie wir begnügen müssen mit dem Anblick des gewaltigen Esenob.

Miscellen.

7. (Der bezaubernde Blick der Schlangen.) In der „Natur“ wird folgende Beobachtung des Schullehrers Herrn Stender im Harge erzählt: „Erliebte höhe plötzlich aus der nahen Dornenhecke seines Gartens einen ängstlich flüchtenden Ien, welcher die Mitte zwischen Schreien und Pfeifen hielt, als ob ein Kater mit den jungen Katzen sein muthwilliges Spiel treibe. Bald jedoch ward das Schreien heftiger, so daß selbst eine alte schilfene Bankstange daran empor und sich an den Ort begab, welcher der Ten kam, und wo sie die Vorderfüße erhebend mit langgestreckten Hälften, aber ohne jede blühende Ausprägung, stehen hielt. Als der Beobachter leise heranschlief, bemerkte er einige hüpfende Bewegungen, und darauf einen frech auf der Erde. Das Thierchen stieg wie am Boden festgenagelt, hielt ängstlich die Hufe an, und schreit bald ganz entsetzlich. Bald steigt sich, 11 Zoll vom Erdboden empor, langgestreckt im Banne, das schöne Haupt emporgehoben, das blühende Auge unversehrt auf den frech gehenden, doch mit geschlossenen Naden eine Ringelmatte. Ihre ganze Haltung verleiht Ruhe und Sicherheit. Bei dem plötzlichen Abdrücken des Beobachters wird derselbe vom frech bemerkt, der nun eilig davonhüpft, während sich die Schlange niederstreckt und ruhig liegen bleibt.“

Ob die Küstenbeleuchtung Englands ist bekanntlich durch Leuchtthürme und Leuchtschiffe bemittelt. Bei mehreren stehen jetzt zwei Systeme in Anwendung, das katoptrische, wonach die Strahlen zurückgeworfen, und das dioptrische, wonach sie gebrochen werden. Im nämlich die Zerstreung der Lichtstrahlen nach allen Seiten hin zu verhindern, werden bei dem katoptrischen System Reflektoren angewendet, durch welche die Strahlen concentrirt und in größter Stärke nach gegebenen Punkten am Horizont geworfen werden. Diese durch die Reflektoren hervorgerufene Strahlung ist bei hohen Wittern 35mal größer als die Wirkung des nicht concentrirten Lichtes, und bei Reflektoren, wo große Reflektoren angewendet werden, sogar 150mal. Bei dem dioptrischen System wird eine 1000 bis 1500fache Lichtvermehrung hervorgerufen durch die Anwendung von Linsen, und es wäre dieses System ebenfalls und wegen der großen Sparsamkeit an Oel dem katoptrischen vorzuziehen, wenn es größerer Sicherheit gegen das plötzliche Erscheinen des Feuers gewärtig. Man kann sich einen Begriff machen von den ungeheuren Kosten, welche die Küstenbeleuchtung Englands erfordert, wenn man weiß, daß der Unterhalt eines Leuchtschiffes, dessen Einrichtung viel einfacher ist als die eines Leuchtthurms, jährlich 6000 Pf. Sterling kostet, und daß die Zahl der Leuchtschiffe, der festen, schwimmenden und der Gabelschiffe im Ganzen 302 beträgt. Sie werden nicht wie in Frankreich, Amerika, Rußland und Preußen vom Staate unterhalten, sondern die Kosten derselben werden ausschließlich von den Kaufleuten und Schiffseignern getragen. Die Hauptlast fällt dabei auf die kleineren Küstenfahrer.

*) Bei dem vorliegenden Exemplare beträgt dieses Maß nicht 7' 2", wie wir früher sagten, sondern 8' 2".